

Die
Ekkehart von St. Gallen.

VORTRAG

von

Gerold Meyer von Knonau.

BASEL.

Leopold Weighhauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)

1876.

K 2

710

1877

T. Bismarck's Vorlesung, gehalten in der
Bibliothek. 10. 7.

Alle Rechte vorbehalten.

Schweizerische Buchdruckerei.

Der gemeinschaftliche Name einer kleinen Gruppe St. Gallen'scher Mönche hat seit zwanzig Jahren in den weitesten Kreisen einen trefflichen Klang gewonnen. Als Joseph Victor Scheffel 1855 seinen Roman „Ekkehard“ veröffentlichte, glaubte er im Vorworte sich einlässlicher dafür rechtfertigen zu sollen, dass er „eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“ darbiete; aber der Stoff selbst und die Art und Weise seiner Behandlung enthielten in sich eine Empfehlung, welche dem Buche rasch die sicherste Einbürgerung verschafften. Der Inhalt des „Ekkehard“ darf als so bekannt vorausgesetzt werden, dass eine leise Andeutung des dem Ganzen zu Grunde liegenden Gedankens an dieser Stelle genügt.

Eine hochgeborene stolze Frau, die Herzogin Hadwig von Schwaben, hat eines Tages den Einfall, das Kloster St. Gallen durch einen Besuch zu überraschen. Die strengen Gewohnheiten der Jünger des heiligen Benedictus verbieten, dass eine Frau des Gotteshauses Schwelle überschreite. Da weiss der Mönch Ekkehard, der schöne jugendliche Pförtner, einen klugen Rath, dass die Schwelle von der Besucherin nicht berührt werde, wenn man sie hinüber trage, und ihm selbst wird der Auftrag, mit starkem Arm seinen Vorschlag auszuführen. Aber beim Abschiede von St. Gallen erbittet sich die Herzogin als Gastgeschenk vom Abte, dass Ekkehard zu ihr auf den Hohen-twiel geschickt werde: das herbe Weib ist von einer neuen

Laune erfüllt, Latein zu lernen, und dafür soll ihr der Mönch als Lehrmeister dienen. So beginnen die Beiden den Virgil zu lesen, und allmählig wird aus dem scheuen Gelehrten, der hinter den Klostermauern ein Kind an Erfahrung geblieben war, ein dem Leben sich zuwendender Mann. Aber die Frage beginnt ihn zu quälen: Was ist Glück? Er vergleicht sich mit dem verblendeten Nachtfalter, den ein erhabenes weitschimmerndes Licht anlockte und der jämmerlich versengt elend zu Grunde geht. Eine von hämischer Eifersucht eingegebene List der Reichenauer Mönche führt in dem Augenblicke, wo Ekkehard im Wahnsinn die Hand nach der Frau ausstreckt, die so lange mit ihm gespielt, zum jähren Sturze des beneideten St. Galler Bruders. Nach glücklich bewerkstelligter Flucht findet Ekkehard in der reinen Luft des Säntis unter den Hirten der Ebenalp sich selbst wieder, und er vermag sogar den früher von ihm nicht geleisteten Beitrag zur deutschen Heldensage zu liefern. Wie damals auf dem Hohentwiel in dem Gürtlein am Felsenrand der ungeschlacht biedere Kämmerer Herr Spazzo die Sage vom starken Schmiede Weland und die zarte griechische Kammerfrau Praxedis die Geschichte vom König Rother von Wikingland erzählt hatten, so singt jetzt Ekkehard vom Helden Walthari und der schönen Hiltgunt, wie sie zusammen aus dem Hunenland heimwärts nach Aquitanien ritten und Walthari am Wasgenstein den Frankenkönig und seine Genossen bemeisterte:

„Das war der König Etzel im fröhlichen Hunenreich,
der liess das Heerhorn blasen: Ihr Mannen rüstet euch!“

Wie mit dem Herbste die gastlichen Bergleute von der Alp zu Thale fahren, verlässt auch der Einsiedler sein Wildkirchlein; aber nach St. Gallen geht er nicht zurück.

Noch einmal lenkt er nach dem Hegau seine Schritte, und wie Frau Hadwig eines Abends vom Gärtlein in den herbstlichen Dämmer hinausieht, sinkt ihr mit leisem Zischen ein wunderliches Geschoss zu Füßen. Das war das Waltharilied mit der Aufschrift auf dem ersten Blatte: „Der Herzogin von Schwaben Abschiedsgruss“, und daneben der Spruch: „Selig ist der Mann, der die Prüfung bestanden“.

„Da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich“.

Schalkhaft sagt Scheffel, wo er seine Leser entlässt, es gebe Manche, welche behaupten, es seien mehrere des Namens Ekkehard in St. Gallen gewesen, und der, welcher den Waltharius dichtete, sei nicht der nämliche, welcher mit der Herzogin von Dido und Aeneas las: „Aber wer der Geschichte, die wir jetzt glücklich zu Ende geführt, aufmerksam folgte, weiss das besser“.

Um zu wissen, welche Antwort wir dem Dichter hierauf zu geben haben, ist es nothwendig, vom zehnten Jahrhundert, in welches seine „Geschichte“ fällt, um ein Paar Jahrhunderte hinauf zu sehen und dann wieder um ein Jahrhundert noch weiter zu schreiten und im elften inne zu halten.

So oft wir die menschliche Wohnstätte im Hochthale der Steinach nach ihrem gültigen Namen als den Platz des heiligen Gallus, Sanct Gallen, bezeichnen, begehen wir, genau genommen, eine kleine historische Ungerechtigkeit. Denn nicht dem von düsterer Weltflucht erfüllten, aber, wie alle seine Volksgenossen, wunderlichen irischen Mönche Gallus, welcher im Jahre 613 in der wilden Einöde in die Dornen

gefallen war, ist es zu verdanken, dass St. Gallen, das Kloster und in späterer Zeit die Stadt, zu einer anfangs stolzen und auch später tüchtigen Culturstätte geworden ist. Einer hartnäckigen Abgeschlossenheit vom menschlichen Leben vermochte die einsame Zelle mit ihren wenigen Brüdern zu dienen: zu einem Kloster, zu einer eigentlich zukunftsreichen Vereinigung wurde diese Mönchsgesellschaft erst mit dem Jahre 720, durch die Einsetzung des Alamannen Otmar als des ersten Abtes, und hernach durch die Einführung der weisen Vorschriften des heiligen Benedictus. Schon Otmar hat sich der Gunstbezeugungen des im Aufsteigen begriffenen karolingischen Geschlechtes zu erfreuen; mit der Mitte des achten Jahrhunderts beginnt jene Fülle von Landschenkungen an das Kloster, welche allmählig die Karte der nordöstlichen Schweiz und des südwestlichen Deutschland mit einem dichten Netze St. Gallen'scher Besitzungen überzieht. Nicht lange nach dem Tode des ersten Abtes vermag bereits ein Klosterbruder alamannischen Ursprungs in einem freilich etwas rauhen Latein das Leben des heiligen Gallus nebst manchen für das Ansehen des Klosters gar nützlichen, an dessen Grabstätte geschehenen Wundern darzustellen.

Aber erst mit dem neunten Jahrhundert, so ziemlich mit der Regierungszeit des Sohnes Karl's des Grossen, treten wir in die glänzendste Periode der Klostersgeschichte ein. Einer Abhängigkeit vom Bisthum Constanz, deren man später nicht ohne grossen Unwillen gedachte, war St. Gallen durch kaiserliche Begünstigung ledig geworden, und alsbald wurde die errungene Freiheit emsig ausgenützt. Mehrere hervorragende Männer setzten sich nach einander die Lebensaufgabe, als Aebte St. Gallen's das Kloster in jeder Hinsicht zu fördern. Zuerst erfolgt unter Abt Gozbert, in

Ludwig's des Frommen Zeit, ein Neubau, zu welchem ein allerdings nur theilweise durchgeführter Normalplan aus Italien erhältlich gewesen war: noch bewundert man den auf fünf zusammengefügten grossen Pergamentstücken kunstvoll gezeichneten Riss. Der wissenschaftlichen Seite, der Schule und der schon ganz ansehnlichen Büchersammlung, wo neben der christlichen die classische Litteratur nicht fehlt, wendet Abt Grimald sein Hauptaugenmerk zu; aber zugleich vermag er auch in seiner Stellung als Staatsmann, als Minister des ersten ostfränkischen Königs, Ludwig's des sogenannten Deutschen, für St. Gallen erhebliche Rechtserweiterungen zu erzielen, und in Grimald's Spuren wandelt Abt Hartmut gewissenhaft und erfolgreich weiter.

Doch seine unmittelbaren Vorgänger überragt am Ende des neunten und im Anfang des zehnten Jahrhunderts Salomon, welcher, als Bischof von Constanz seines Namens der dritte, zugleich Vorsteher von St. Gallen war. Ein Beförderer der Künste und Wissenschaften in eigener Person, Sammler von Musterstücken für den Briefstil und gewandter lateinischer Dichter, war er an höchster Stelle im Reiche — neben Hatto von Mainz hat man ihn als die Seele der Regierung unter Ludwig dem Kinde und unter König Konrad sich zu denken — ein weithin leuchtender Beweis dafür, was die Klosterschule von St. Gallen in ihren Zöglingen zu leisten vermöge.

Denn um den Namen Salomon's gruppieren sich die hervorragendsten Vertreter schwäbischer Wissenschaft im neunten Jahrhundert. Der treffliche Lehrer Iso mag den späteren Abtbischof noch in dessen ersten Jahren unterrichtet haben. Der vor Salomon's Abtwahl hinweggestorbenen Generation gehörte Ratpert an, der durch Gewissenhaftigkeit und Strenge bekannte Schulmeister, welcher zugleich

die Klostergeschichte im Zusammenhang zu schreiben begann. Salomon's eigene Abtregierung verschönern noch die Namen des Tuotilo und Notker's des Stammers: jener in seiner körperlichen Vollkraft und seiner künstlerischen Vielseitigkeit an die ebenmässige Ausbildung des Griechenthums erinnernd, dieser auf dem Felde der geistlichen Musik durch die Einbürgerung der Sequenzen berühmt und von der Ueberlieferung als der Schöpfer des gewaltigen Liedes „Media vita“ bezeichnet. Und dabei ist es erfreulich zu sehen, dass diese bedeutenden Kräfte aus heimischem Boden überwiegend hervorgegangen sind. Abt Gozbert muss ein Thurgauer gewesen sein; noch bestimmter wissen wir, dass Iso aus der Gegend von Weinfelden und Ratpert aus Zürich stammte; da ein Bruder Notker's des Stammers als angesehenener Gutsherr uns oft genannt wird, so ist es erlaubt, als Geburtsort dieses St. Galler Gelehrten Jonswil im untern Toggenburg anzunehmen.

Nicht zwar, dass es in dem dergestalt ganz überwiegend alamannisch gewordenen Kloster an einzelnen Vertretern der Nationalität des heiligen Gallus gemangelt hätte. Als Gäste, denen die Gewohnheit des Wanderns zur zweiten Natur geworden sei, sah man häufig irische Pilger, und zuweilen blieb einer unter den deutschen Mönchen, wie zum Beispiel der Genosse Iso's im Lehramte, Möngal, genannt Marcellus. Vorzüglich aus einem einzelnen Zeugnisse sind diese Verbindungen mit den Schottenmönchen noch heute ersichtlich. In schottischer Schrift geschriebene Bücher bewahrt die St. Galler Bibliothek, und nach den Mustern schottischer Schönschreibekunst erlernten die St. Galler jene prächtigen Malereien auszuführen, welche so trefflich erhalten unser Auge stets von Neuem entzücken. Mägen auch die Figuren, besonders die älteren, in der Haupt-

sache nur aus Schreibeschnörkeln gebildeten Proben vielfach uns zum Lächeln reizen — im Ornamentalen und in der Farbenwahl gehören diese Leistungen zu den nachahmenswerthesten Vorbildern.

In mehr als einer Hinsicht bezeichnet das Jahr 920, in welchem Salomon III. starb, einen gewissen Wendepunkt in der Geschichte St. Gallen's. Indem das Herzogshaus des den Schwaben ferneliegenden sächsischen Stammes zum Königsthronen berufen wurde, ergab sich von selbst eine gewisse Lockerung der Beziehungen der Süddeutschen zu dem königlichen Hofe. Wenn auch, zwar noch nicht Heinrich I., so doch nachher der erste, wie der zweite Otto und die Enkelin Heinrich's, die Herzogin Hadwig, dem Kloster sich günstig erzeigten, so ist doch von einem so engen herzlichen Verhältnisso nicht mehr die Rede, wie das besonders bei dem Karolinger Kaiser Karl III., welcher fälschlich der Dicke heisst, und wieder bei König Konrad der Fall gewesen war. Andererseits zeigten sich die Aebte des Klosters zum Theil weniger befähigt, als die Vorsteher im vergangenen Jahrhundert; manche waren einseitige Gelehrte und ermangelten der Thatkraft; andere tüchtigere Männer regierten allzu kurze Zeit, oder es ergaben sich zwischen einem willenskräftigeren Abte und den Mönchen widrige Händel. Dazu kam nur sechs Jahre nach Salomon's Absterben der zwar für St. Gallen im Ganzen sehr glimpflich abgelaufene Einfall der Ungarn — während die wilden Heiden die fromme Jungfrau Wiborada in ihrem käfigartigen Häuslein erschlugen, schonten sie des Lebens des mit dem Eigensinn des Blödsinnigen bei der allgemeinen Flucht im Kloster zurückgebliebenen Bruders Heribald —; aber nicht lange nachher wüthete eine verderbliche Feuersbrunst. Unbotmässigkeiten der weltlichen Verwalter der Kloster-

güter beeinträchtigten die Oekonomie, und so liess noch eine Reihe von Umständen die äusserliche Seite des klösterlichen Lebens im zehnten Jahrhundert gegenüber dem neunten etwas verdunkelt erscheinen.

Indessen den wissenschaftlichen Ruhm, den blühenden Zustand der Schulen vermochten diese von aussen kommenden Störungen doch noch nicht zu beeinträchtigen. Im Gegentheil gehören auch dem zehnten Jahrhundert mehrere Gelehrte an, deren Ruhm demjenigen der karolingischen Zeit nicht nachsteht. Vorzüglich sind da das eine Mal drei, im anderen Falle zwei Personen des gleichen Namens hervorzuheben.

Wohl aus der Gegend von Gossau oder vielleicht auch von dem mit Gossau im engen Zusammenhange stehenden Herisau war Ekkehart nach St. Gallen gekommen, der als der erste dieses Namens im Kloster genannt wird. Unter den Würdenträgern stieg er zu der nach dem Abte höchsten Stelle des Decanes empor: man hört, dass er die Rechte des Klosters geschickt zu wahren verstand, und wenig hätte gefehlt, dass er im Jahre 958 selbst zur Leitung des Klosters als Abt gelangt wäre. Aber bleibender noch hat er seinen Namen durch litterarische Leistungen gemacht. Ansehnlicher als die verschiedenen Hymnen, die ihm zugeschrieben werden, ist ein Lied weltlichen Inhaltes, welches er, selbst später ein tüchtiger Schulregent, als Schüler nach dem Geheisse seines Lehrers Gerald gemacht hatte, eben das Lied nämlich vom Helden Waltharius, wo ein Stoff der deutschen Heldensage, „nibelungischer Inhalt in virgilischem Gewande,“ besungen wird. Wie Kaiser Otto I., so soll auch ein Papst bei einem Besuche in Rom ihn hoch geehrt haben, und als er im Jahre 973 starb, brach der spätere Abt Ymmo angesichts der Leiche in die Worte aus

den Klage Liedern des Jeremias aus: „Sieh, Herr, und betrachte, wen du da eingeherst habest!“

Ekkehart I. hatte vier Neffen in die klösterliche Gemeinschaft gezogen, einerseits zwei gleichnamige, Ekkehart II. und Ekkehart III., dann den Notker, welchen man unter dem Namen Labeo, des Grossleufzigen, wegen seiner grossen Lippe, kennt, und den Purchard, welcher später als der zweite dieses Namens Abt wurde. Allein ehe wir diese vier einem folgenden Menschenalter angehörigen Mönche schildern können, bleibt uns noch ein älterer, dem ersten Ekkehart gleichzeitiger Notker zu erwähnen übrig. Das war der zwei Jahre nach Ekkehart I. verstorbene Notker der Arzt, der aber auch ausserdem sich auf mehreren Gebieten geistiger Thätigkeit hervorthat und durch seine scharfe Zucht in der Schule und unter den Brüdern den Beinamen des Pfefferkorns sich erwarb. Auch er war weit über des Klosters Mauern hinaus hoch geehrt, und als in seinen letzten Jahren Otto I. und Otto II. gemeinsam St. Gallen besuchten, geleiteten sie den greisen blinden Mann, indem sie ihn sorglich an der Hand zwischen sich führten, in das Innere des Klosters hinein.

Von den vier Neffen Ekkehart's I. scheinen zwei, Ekkehart II. und Ekkehart III., erheblich älter gewesen zu sein, als Notker Labeo und Purchard, und auch unsere Kenntnisse über diese vier Männer sind nicht gleichmässig gross.

Der zweite der Ekkeharte wird als Lehrer an den beiden Schulen, der äusseren für die Söhne des Adels und die Weltlichen überhaupt bestimmten und der inneren, wo die künftigen Mönche ihren Unterricht empfangen, genannt und seine Schulhaltung gerühmt: sechs Bischöfe, die er unterrichtet hatte, begrüsst ihn einmal zugleich in Mainz. Aber von seinen Schriften ist nur sehr wenig übrig ge-

blieben, und die äusseren Schicksale des Mannes fallen uns zumeist in das Auge. Denn Ekkehart II. ist es, welcher, durch die Schönheit seines Angesichtes blendend, von funkelnden Augen, von herrlicher Gestalt, weise und beredt und klug in Rathschlägen, die Ehre erfuhr, von der Herzogswittwe Hadwig als Lehrer im Lateinischen gewünscht zu werden. Sie empfahl ihn dann an den kaiserlichen Hof und da stieg er, nicht zum geringsten auch durch die Gunst der Kaiserin Adelheid, zu hohem Ansehen. Ferne von St. Gallen, als Dompropst zu Mainz, starb der als „Höfing“ bezeichnete Ekkehart II. im Jahr 990.

Sehr im Dunkeln liegen die Schicksale des dritten Ekkehart, dessen Todesjahr nicht einmal bekannt ist. Man hört nur, dass auch er, damals noch einfacher Diakon, seinen Vetter Ekkehart II. einmal nach dem Hohentwiel begleitete und da, weil auch er in Wissenschaften tüchtig war, die Burgcapläne unterrichtete. Später stieg er in St. Gallen gleichfalls zum Amte des Decans empor, und man muss ihn im Kloster sehr geliebt haben, da es sonst nicht denkbar wäre, dass, wie uns ein späterer Vers berichtet, ein Mitbruder, sich über die Leiche werfend, vor Schmerz selbst den Geist aufgab.

Die kleine St. Gallen'sche Gelehrtenegesellschaft auf der herzoglichen Burg im Hegau vergrösserte aber vorübergehend auch noch ein weiterer Vetter Ekkehart's II., der Klosterschüler Purchard. Er ist jener Knabe, der zur Herzogin Hadwig hatte gelangen wollen, um die in jener Zeit noch seltene Gelegenheit, das Griechische zu erlernen, zu benützen; denn Hadwig war als Kind einem byzantinischen Kaiser als Gemahlin bestimmt gewesen und deswegen im Griechischen unterrichtet worden. Der lernbegierige Knabe sprach trefflich in lateinischen Versen:

„Grieche, Herrin, möcht' ich sein, kaum erst ein Lateinerlein“, —
und als ihn die Herzogin küsste:

„Freudig ich erschrecken muss über solchen gnäd'gen Kuss“.

Im Jahre 1001 wurde Purchard zur Abtwürde erhoben und er verstand es, dem durch die Schuld seines Amtsvorgängers arg geschädigten Kloster den Glanz früherer Zeit vorübergehend nochmals zu geben. Vorzüglich der wissenschaftliche Ruhm war unter ihm, Dank den Bemühungen seines Vettters Notker Labeo, ein ungewöhnlicher. Einer der berufensten Kenner der älteren deutschen Litteraturgeschichte rühmte es, dass gerade in diesen Jahren eines letzten grossen Aufschwunges die Künstler- und Gelehrtenegeschichte des Klosters St. Gallen in den Grundzügen die Geschichte der Kunst und Gelehrsamkeit des deutschen Mittelalters überhaupt gewesen sei.

Die Vielseitigkeit der St. Gallen'schen Schule tritt in der Person des Notker Labeo in der glänzendsten Weise hervor. Zugleich für den gütigsten und den gelehrtesten Mann seiner Zeit hielten ihn die Klosterbrüder, und wirklich erweckt, was von seinen Arbeiten noch übrig ist, eine nicht geringe Achtung vor der wissenschaftlichen Thätigkeit dieses Mönches. Als Mann der Gottesgelahrtheit und als Sprachkundiger, als Mathematiker und als Astronom, als Kenner der Musik und als Dichter steht er vor uns. Allein schon sein zweiter Beiname Teutonicus, der Deutsche, ist eine weitere Auszeichnung dieses Lehrers an der Klosterschule. An einzelnen Spuren, dass man schon früher auch in St. Gallen die Muttersprache nicht völlig vernachlässigte, mangelt es nicht: so hatte Ratpert einen Lobgesang auf den heiligen Gallus gedichtet, „ein Lied in barbarischer

Sprache, für das Volk zum Singen“, wie ein Späterer vor seiner allein übrig gebliebenen lateinischen Uebersetzung sich ausdrückte. In Notker Labeo aber ist nun geradezu das Haupt einer Schule deutscher Uebersetzer zu erblicken; denn nicht so sehr um selbständige Werke, als um Uebersetzungen und Erklärungen handelte es sich dabei, so aber, dass neben biblischen Stücken auch die classische Litteratur, Aristoteles, Boetius, Berücksichtigung fanden.

Dankbares Gedächtniss des Schülers und dessen eigene Leistungen sind das schönste Denkmal für den Lehrer. So ist denn auch in diesem Falle nicht das kleinste Zeugniß für die Bedeutung des Notker Labeo, dass der vierte der Ekkehart sein Schüler gewesen ist. Denn wie unter den Ekkeharten dieser vierte des elften Jahrhunderts unbedingt voransteht, so ist andererseits Ekkehart IV. vor einer langen Zeit des Dunkels der letzte grosse Vertreter St. Gallen'scher Wissenschaft.

Wo dieser vierte Ekkehart seine Heimat gehabt habe, lässt sich nicht sagen; denn aus dem Umstande, dass sein Bruder Ymmo als der Abt eines Klosters in einem Vogesenthal genannt wird, auf eine elsässische Abstammung zu schliessen, wäre allzu gewagt. Ebenso liegt die Geburtszeit des Notker'schen Schülers im Dunkel: nur annähernd lässt sich sagen, dass er jedenfalls schon in reiferen Jahren stand, als im Jahre 1022 der hochgeehrte Lehrer verschied. Der Anfang von Ekkehart's IV. Leben ist etwa in die zweite Hälfte des letzten Viertels des zehnten Jahrhunderts zu setzen.

Ekkehart stand noch am Sterbelager des Notker Labeo; dann aber verliess er St. Gallen auf einige Zeit, um nach Mainz überzusiedeln und dort als Vorsteher der Schule zu wirken. Der damalige Erzbischof von Mainz, Aribo, war

selbst eine Persönlichkeit, welche sich litterarisch bethätigte, und aus Aufzeichnungen Ekkehart's ergibt sich ein wissenschaftlicher Verkehr desselben mit dem Haupte der Mainzer Kirche. Von Aribo war Ekkehart aufgemuntert worden, das Walthariuslied Ekkehart's I. zu überarbeiten, durch Ausmerzung von Germanismen die Latinität desselben zu verbessern; doch wäre es mehr als gewagt, aus den mehrfachen Gestalten, in welchen dieses epische Gedicht in den verschiedenen Handschriften in der Gegenwart vorliegt, eine einzelne mit Bestimmtheit als diese Redaction Ekkehart's IV. zu bezeichnen. Auch am kaiserlichen Hofe wurde die Thätigkeit des Mainzer Schulvorstehers in ehrenvoller Weise anerkannt. Als Kaiser Konrad II., der erste aus einem neuen Kaisergeschlechte — mit Heinrich II. waren im Jahre 1024 die Ottonen ausgestorben —, das Osterfest des Jahres 1030 in der ehrwürdigen Pfalz von Ingelheim unweit Mainz feierte, wurde Ekkehart IV. die Ehre zu Theil, vor dem versammelten Hofe das Hochamt zu singen. Drei seiner früheren Schüler, die zu bischöflichen Würden emporgestiegen waren, standen dem vor Freude weinenden Lehrer hülfreich bei, und nach der kirchlichen Feier empfing der Mönch, als er sich dem Kaiser zu Füssen warf, in etwas bizarrer Weise Beweise der Gnade desselben, indem man ihn bedeutete, zuerst von den Füssen des Kaisers, sodann von denen der Kaiserin die ihm bestimmten Unzen Goldes zu nehmen; Konrad's Schwägerin aber steckte ihm, seines Sträubens ungeachtet, einen Ring an den Finger. Doch als Aribo im darauffolgenden Jahre 1031 aus dem Leben geschieden war, verweilte Ekkehart wohl nicht mehr lange Zeit ferne von seinem Kloster, sondern kehrte nach St. Gallen zurück.

Hier hat er von da an unter seinen Brüdern und für

dieselben, voran aber für die Schule, noch ungefähr drei Jahrzehnte gewirkt. Sein Todesjahr steht nicht fest; doch darf man dasselbe mit ziemlicher Sicherheit um das Jahr 1060 ansetzen. Jedenfalls hat also Ekkehart ein ansehnliches Alter, wahrscheinlich von mehr als siebzig Jahren, erreicht.

Ekkehart IV. war in erster Linie ein gelehrter Schulmeister und in enger Verbindung damit ein eifriger Schriftsteller, dergestalt, dass seine litterarische Thätigkeit so ziemlich den ganzen Umkreis der damaligen in St. Gallen gepflegten Wissenschaften repräsentirt. Als seinen hauptsächlichsten Ruhm scheint Ekkehart selbst die lateinische Dichtkunst betrachtet zu haben, worin freilich wir mit ihm nicht übereinstimmen. Denn in seinen unendlich vielen Versen ist von wahrer Poesie äusserst wenig zu finden. Steifheit in der Form, Schwulst im Ausdrucke, Dunkelheit in der Darstellung beeinträchtigen häufig die Benützung dieser Gedichte, wo dieselben einen wichtigeren Inhalt überhaupt in sich bergen. Dazu kömmt das Versmass, in welches Ekkehart den Ausdruck seiner Gedanken gekleidet hat: es sind fast ausnahmsweise die im Mittelalter so beliebten leoninischen Hexameter, in denen sich, den classischen Ueberlieferungen durchaus widersprechend, die Mitte des Sechsfusses mit dessen Abschluss reimt, und auch wo Distichen vorkommen, weisen dieselben bei ihm gleichfalls Reime auf. — Weiter aber lag die Stärke Ekkehart's in der Glossirung und Kritik theils älterer fremder, theils auch der eigenen Arbeiten. In einer Reihe von St. Gallen'schen Handschriften ist von Ekkehart's unverkennbarer Hand noch heute am Rande oder zwischen den Zeilen eine Fülle von Anmerkungen, Verbesserungen, Erläuterungen vorhanden, theils zur Richtigstellung der Texte, theils um durch die aus reicher Belesenheit geschöpften

Erklärungen den Inhalt zu erhellen. Aber wie schon bemerkt, auch in seinen eigenen Arbeiten that sich Ekkehart dergestalt nie genug: er feilte und ergänzte und änderte an denselben oft bis zur Unleserlichkeit herum, und von einzelnen seiner Arbeiten gibt es zwei und drei Redactionen aus seiner eigenen Hand: „selbst corrigirte Exercitien“ sind desswegen dergleichen viel veränderte Gedichte Ekkehart's genannt worden.

Doch es ist wohl am richtigsten, Beweise für das hier Gesagte aus derjenigen Handschrift von St. Gallen zu nehmen, welche, völlig von Ekkehart's IV. Hand geschrieben, das eigenthümlichste Denkmal desselben enthält. Es ist das der die Bibliotheksnummer 393 tragende Pergamentcodex in Quartformat zu St. Gallen, welcher etwas über 250 Seiten zählt und von seinem Hauptbestandtheile den Namen des Liber Benedictionum, des Buches der Segnungen, trägt. Der grösste Theil der Handschrift ist für praktische Zwecke zusammengestellt. Der Lehrer wollte in derselben ein Schulbuch, eine Sammlung von Mustern für lateinische Schuldichtung geben, und er selbst deutet weiter an, dass die Mehrzahl der Uebungsstücke, welche er hier zusammengedordnet habe, aus seiner eigenen Schulzeit unter Notker Labeo herstamme. Es muss nothwendiger Weise den früheren Schüler hoch erfreut haben, als er unter alten Schriften Notker's, wie er selbst erzählt, seine eigenen von ihm vor langer Zeit in der Schule gelösten Aufgaben sorgfältig aufbewahrt vorfand und sie nun selbst wieder für seine Schüler als Anleitung verwenden konnte. Diese Zusammenstellung selbst freilich erfolgte erst in einer weit späteren Zeit, indem Ekkehart das Buch der Segnungen einem in Mainz gewonnenen Freunde, dem späteren Abte des Klosters St. Maximin bei Trier, Johannes, widmete.

Weit den Hauptbestandtheil des Buches der Segnungen bilden die „Segnungen“ im engeren Sinne des Wortes, nach der Ordnung des Kirchenjahres von der Adventszeit an sich folgende Gesänge zur Verherrlichung der einzelnen Kirchenfeste. Hauptquelle waren dem Dichter natürlich, wie überall, die Bibel, die Kirchenväter, die Legenden der Heiligen; aber auch die Belesenheit in den classischen Autoren tritt, gleichfalls im Einklange mit Ekkehart's übrigen Arbeiten, hervor, so unter anderem, wenn unter Beziehung auf Salust's Jugurtha der seine Wundmale zeigende Christus mit dem römischen Kriegsmann Marius, dessen Brust ehrenvolle Narben wies, verglichen wird, oder wenn Petrus als himmlischer Consul und Gallus als himmlischer Prätor erscheinen oder der Untergang der thebäischen Legion die Thermopylen in den Schatten stellen soll. An anderen Stellen werden sittliche Lehren angehängt, allegorische Erklärungen gegeben, so zum Beispiel in dem wunderlichen Gedicht über die mystische Bedeutung der Zahlen eins bis zwölf.

Ein kleineres aber ebenso eigenthümliches Stück von etwas über dritthalb hundert Versen schliesst sich im Codex an die Segnungen zunächst an, nämlich die von Ekkehart dem Bruder, Abt Ymmo, gewidmeten Benedictiones ad mensas. Diese „Segnungen zu den Gerichten“ enthalten eine culturhistorisch höchst aufschlussreiche Aufzählung aller derjenigen Speisen und Getränke, welche in St. Gallen auf den Tisch kommen konnten: also eine grossartige Speisekarte in religiöser Umrahmung, da jeder einzelne Hexameter den Segen über ein einzelnes Tischgericht ausspricht. Wenn auch natürlich nicht anzunehmen ist, dass alle diese Speisen jemals zugleich aufgetragen worden seien, so enthält doch immerhin die lange Liste ein Zeugniß dafür, dass es im Speisesaal zu St. Gallen im elften Jahrhundert

nicht mehr so einfach zugeht, wie Verordnungen des neunten noch vorgeschrieben hatten, sondern dass die Küche schon ganz Ansehnliches leistete. Zuerst ist, weil bereits vor allem Andern auf dem Tische stehend, eine ganze Reihe von Broden und Kuchen erwähnt und auch die Brosame von der Tafel gesegnet. Auf das Salz und die Saucen kommen als erster Gang die Fische in nicht weniger als 35 Versen, wobei am Ende als Wasserthier auch der Biber auftritt. Dann kommen Vögel, fünfzehn Arten, siebzehn Bereitungen verschiedenen Schlachtviehes, hernach Wildpret in Menge und ebenso Nachgerichte, wobei die Gemüse, hierauf Baumfrüchte und weitere Gartengewächse. Interessant ist die Aufführung verschiedener völlig verschwundener Thiere, des Wisent, des Urochsen, des wilden Pferdes, des Steinbocks. Dagegen ist einheimisches Obst noch sehr selten, darunter allerdings die steinige Birne, und zumeist durch von Italien her im Handel gebrachte Südfrüchte ersetzt. Einblicke in die Kochkunst werden leider nicht häufig gewährt; nur kann versichert werden, dass man es an reichlichem Würzen nicht fehlen liess, und Specereigemenge zum Beispiel kommt sogar als eine eigene Speise vor. Dagegen wird gewarnt vor Pfauen-, Schwanen- und Entenfleisch als unverdaulich, ebenso die Haselnuss als dem Magen schädlich widerrathen, der Knoblauch aber als höchst zuträglich empfohlen. Den Schluss bildet eine längere Reihe von Getränken, nicht blos einfacher Wein, sondern auch gewürzter, gekochter, mit Honig vermischter Wein, ferner Apfelwein, Meth, Bier und endlich das Wasser, und dieses letzte musste Ekkehart als Schüler nach Notker Labeo's Befehl noch besonders loben, weil er vorher beim Weine etwas zu stark in die Saiten gegriffen hatte.

Den übrigen Theil der inhaltreichen Handschrift füllen:

kleinere Stücke. Nach einander kommen Verse, verfasst auf Aribo's Bestellung für biblische Gemälde in dem damals im Neubau begriffenen Dom von Mainz, hernach ähnliche erklärende Poesien für Gemälde im Kloster St. Gallen selbst zur Verherrlichung des heiligen Gallus, gedichtet auf den Befehl des Abtes Purchard II. Weiter schliesst sich hieran die ebenfalls aus Ekkehart's Feder geflossene Uebersetzung des schon von uns erwähnten Ratpert'schen Liedes auf den heiligen Gallus. Kleinere Stücke folgen auf den letzten Seiten, darunter zwölf möglicher Weise niemals zur Anwendung gekommene ziemlich hölzerne Grabchriften für berühmte Personen innerhalb und ausserhalb St. Gallen's.

Von diesen kürzeren Gedichten heben wir nur noch ein Vacanzlied der St. Galler Schüler heraus, das vom Feste der heiligen drei Könige seinen Ausgang nimmt.

„Schlafet, ihr Wissenschaften! habt Ruhe, ihr Bücher!“ ist das Grundthema der grösseren ersten Hälfte. Dann wird geschildert, mit was für Vornügungen die Schüler ihren Ferientag ausfüllen. Helmbewehrt bekämpfen sie sich durch Steinwurf, oder sie ringen nach dem Vorbilde der Alten, wie es scheint, mit wenigstens theilweise unbedecktem Körper und mit gesalbten Händen, oder sie suchen im Wettlauf Preise zu erringen; und noch von anderen Ergötzungen ist die Rede. Dabei heisst es: „Friede halte die Ruthe; blind wie der Maulwurf sei der Aufseher; elyseische Felder möge der Lehrer sich erträumen.“ Aber die Krönung des Tages ist dreierlei: die Fackel — nämlich noch Abends bei Licht der Erholung sich erfreuen zu können —, das Bad, der Wein.

Doch nicht als lateinischer Dichter hat Ekkehart IV. seinen Namen in erster Linie auf die Nachwelt gebracht,

mag er auch noch so kunstreich mit der Form gespielt und einmal in einem Gedichte zum Preise des Abtes Purchard II. zwölf Verse einzig durch mit dem Buchstaben P beginnende Worte, mit Ausnahme von zweien, die nicht zu umgehen waren, angefüllt haben. Die verdienstlichste Arbeit vielmehr, welche er durchgeführt hat, ist, dass er die Hauschronik des Klosters fortsetzte, dass er die Casus sancti Galli wieder aufnahm, nachdem sie mit dem Jahre 883, seitdem nämlich Ratpert zu schreiben aufgehört hatte, in das Stocken gerathen waren.

Alein hier muss nun von vorne herein die Frage aufgeworfen werden, ob wir in diesen Ekkehart'schen Casus wirklich eine Geschichte des Klosters für die betreffende Zeit vor uns haben, und die Beantwortung dieser Frage liegt grösstentheils darin enthalten, dass wir zuerst erörtern, ob Ekkehart wirklich Geschichte im wahren Sinn des Wortes habe geben wollen.

Abt Purchard II. hatte mit anderen geistlichen Herren, Fürsten des deutschen Reiches, den Kaiser Heinrich II. auf dessen letzter Fahrt über die Berge begleitet und war dabei im Jahre 1022 von einer ansteckenden Krankheit, wahrscheinlich in Toscana, dahingerafft worden: — es war dieselbe Seuche, welche, durch die Kriegersleute aus dem Süden zurückgebracht, in St. Gallen den Notker Labeo und noch andere treffliche Männer tödtete. Auf Purchard war Thietpald als Abt gefolgt, den hinwiederum nach zwölf Jahren, 1034, Nortpert in der Leitung des Klosters ablöste.

Aber dieses Mal war der Wechsel in der Besetzung der Abtwürde von weit tieferer, mächtiger einwirkender Bedeutung, als das jemals seit der Einsetzung des Abtes Otmar für St. Gallen der Fall gewesen war.

Die benedictinische Regel, wie sie durch Otmar für das Kloster zur Geltung gebracht worden, hatte durch drei Jahrhunderte hin für dasselbe die gedeihlichsten Früchte getragen. Unter ihr war St. Gallen gross und berühmt geworden, ein Licht der Wissenschaft weit über das eigene Stammgebiet hinaus. Indessen haben wir schon gesehen, dass mit dem zehnten Jahrhundert ein gewisses Sinken, obschon auf dem Gebiete der geistigen Bethätigung nicht spürbar, für das klösterliche Leben eingetreten war. Manche Störungen der Verwaltung, eine etwelche Lockerung der Zucht, eine etwas leichtere Auffassung der im engeren Sinne des Wortes mönchischen Verpflichtungen sind unverkennbar. Dahin gehören auch die Beurlaubung Ekkehart's II. nach dem Hohentwiel und der lange Speisezettel Ekkehart's IV. im Buche der Segnungen. Dass eine Gegenwirkung nach diesen in den Augen weniger human, als asketisch denkender Kreise als Vorfall sich darstellenden Erscheinungen eingetreten ist, wird uns kaum überraschen können.

Eine Wiederbelebung des französischen Mönchthums war schon seit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts mit Thatkraft und Erfolg von Clugny aus in Angriff genommen worden. Diese Anregungen hatten sich bis in den Anfang des elften Jahrhunderts auch nach Deutschland verbreitet. Kaiser Heinrich II. war bereits von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Benedictinerklöster im deutschen Reiche erfüllt, und Versuche waren von ihm in dieser Richtung gemacht worden. Aber erst die Herrscher der neu eintretenden Dynastie, schon Konrad II., doch in weit höherem Grade und von einem eigentlichen Pflichtbewusstsein erfüllt, sein Sohn Heinrich III., arbeiteten nun für die Ausbreitung einer geschlossenen Congregation von

Klöstern nach dem Muster von Clugny. Das waren die zunächst noch, wie es schien, zum Besten des deutschen Reiches und der kaiserlichen Macht getroffenen Vorbereitungen für jene Befestigungen kirchlichen Einflusses, welche sich dann unter der nächstfolgenden Kaiserregierung, in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, als ebenso viele Bollwerke für den furchtbaren Kampf Gregor's VII. gegen Heinrich IV., für den Kampf der von Rom beherrschten Kirche gegen den Staat, herausbilden sollten.

Diese an die cluniacensische Klosterreform sich anknüpfenden Machtfragen lagen noch in einer scheinbar fernen Zukunft verborgen, als die Zumuthung einer Umgestaltung im cluniacensischen Sinne auch dem stolzen Kloster St. Gallen mit seinen ehrwürdigen Ueberlieferungen gemacht wurde. Der als Reformator im Sinne Clugny's bewährte Abt des unweit Lüttich gelegenen Klosters Stablo, Poppo, war schon seit dem Jahr 1030 durch Konrad II. bei der Einrichtung einzelner Klöster des innern Deutschland nach dem cluniacensischen Vorbilde unterstützt worden; Schüler des Abtes Poppo, lothringischen Ursprunges, waren zur Würde von Aebten in mehreren Gotteshäusern gelangt, und dasselbe geschah nun 1034 dem Kloster St. Gallen. Denn jener nach dem Tode Thietpald's eingesetzte Abt Nortpert war ein Schüler Poppo's und mit einigen lothringischen Mönchen aus Stablo selbst nach St. Gallen gekommen. Eine Ankündigung der durch dieses Eindringen der Niederländer bevorstehenden Aenderungen liess sich auch darin erblicken, dass Nortpert die Feier des Schutzheiligen von Stablo, des heiligen Remaelus, in St. Gallen einführte.

Als in solcher Gestalt Neuerungen im Kloster der Notkere und der Ekkeharte zu befürchten waren, befand sich, wie sich uns schon oben ergab — Erzbischof Aribo

von Mainz war im dritten Jahre vor Nortpert's Ankunft gestorben —, Ekkehart IV. schon einige Zeit wieder in St. Gallen. Ihm, dem vielseitigen Gelehrten, dem Jünger des Notker Labeo, welcher unter Parchard II. die letzte Blüthezeit St. Gallens mit erlebt hatte, mussten diese neu auftauchenden Franzosen — „Galli“, so nennt er sie — ein arger Dorn im Auge sein. Er hält sie für Schismatiker, für anmassende Heuchler; er lässt durchblicken, dass ihm das Ganze nichts als eine ungemaine pharisäische Gleissnerei zu sein scheine; die zum Theil in äusserlichen Veränderungen hervortretenden Abweichungen, wie sie diese „Popponischen“ mit den „breitero Blattun, witero Kugulun“, den grösseren Tonsuren und den weiteren Kutten, vor die Augen stellten, erklärte er geradezu für teuflische Eingebungen. Er schrieb, man lebe in St. Gallen unter dem Abte Nortpert nicht so, wie dieser selbst und wie die Mönche es wollten, sondern so, wie man eben könnte. Der Gegensatz zwischen der älteren, mildereren, die selbständige Entfaltung der eigenen Kräfte ermöglichenden Auffassung der benedictinischen Regel und dieser neueren, strengeren, die mönchische Abtödtung betonenden Ordnung von Clugny ist in Ekkehart IV. einerseits und Abt Nortpert andererseits dargestellt. Mit einem wahren Heimweh muss Ekkehart in die Zeit der Karolinger und der Ottonen als in die alte gute Zeit zurückgeblickt haben, und in diesem Sinne machte er sich daran, den Faden, welchen Ratpert fallen gelassen, wieder aufzunehmen und an jenen Anfang der Casus eine Fortsetzung bis auf die eigene Zeit — freilich gelangte er dann bei weitem nicht bis dahin — anzuknüpfen.

Auf diesem Wege war Ekkehart IV. zur Geschichtschreibung gekommen.

Aus diesem Grunde ist in neuerer Zeit, während früher die Glaubwürdigkeit der Ekkehart'schen Casus eher zu hoch angeschlagen worden war, die Ansicht laut geworden, es sei Ekkehart fortan in die Reihe der „Tendenzhistoriker“ zu verweisen. Zuzugeben ist, dass in einigen Theilen seiner Erzählung Einseitigkeit greifbar hervortritt, ein oft schiefes Licht auf einzelne Persönlichkeiten und Ereignisse geworfen wird. So ist z. B. die höchst einlässliche Darstellung einer grossen Untersuchung der klösterlichen Verhältnisse durch eine aus Bischöfen und Aebten zusammengesetzte Commission, deren chronologische Unterbringung schon den Kritikern ein nicht geringes Kopfzerbrechen verursacht, nur mit grossem Misstrauen aufzunehmen, und im gleichen Zusammenhange ist der Reichenauer Mönch Ruodman arg ungerecht als roh, verläumderisch, von niedrigen Absichten erfüllt hingestellt worden, woneben ein aus anderen zeitgenössischen Nachrichten als treffliche Kraft hervorgehender Mönch vom Niederrhein, Sandrad, der erste Abt von Gladbach, nicht weniger schlecht wegekümmt. Vielmehr scheint festzustehen, dass schon in den letzten Tagen Kaiser Otto's I. eine Klosterreform zu St. Gallen vom kaiserlichen Hofe selbst, eben durch Sandrad, angebahnt worden sei; freilich glückte dann dieselbe keineswegs, und eine partiisch gefärbte Ueberlieferung hievon liegt in Ekkehart's Bemerkung vor, man habe nach der Entfernung Sandrad's aus St. Gallen daselbst gejubelt, dass man eines „Satans“ losgeworden sei.

Doch darf bei der Beurtheilung des Charakters desjenigen, welcher uns diese Dinge erzählt und welcher sie uns in dieser Form vorbringt, nicht vergessen werden, dass es sich um Ereignisse handelt, welche über Ekkehart's Geburtsjahr zurückliegen: er kam überhaupt gar nicht mehr

dazu, sei es nun, dass ihn der Tod zu frühe abrief, oder aus einem anderen uns nicht bekannten Grunde, Zeiten zu schildern, welche noch in seine eigenen Lebensjahre fielen. Er schöpfte aus der reichlich im Kloster vorhandenen Ueberlieferung, ohne allzu viel um schriftliche Quellen sich zu bekümmern: er sagt einmal geradezu, wer Genaueres wissen wolle, möge das in den Schriften des klösterlichen Archivs selbst nachlesen. So kömmt es denn, dass von der Einleitung an, wo er warnt, man möge nicht den ersten und den zweiten Bischof Salomon von Constanz mit einander verwechseln, und dann selbst einmal den einen statt des andern nimmt, bis zum Schlusse, in welchem behauptet wird, im Jahre 972 sei Kaiser Otto I. mit seinem in Wirklichkeit sieben Jahre früher gestorbenen Bruder, Erzbischof Bruno von Cöln, und dem sogar schon siebzehn Jahre hindurch nicht mehr am Leben befindlichen Schwiegersohne, Herzog Konrad, in St. Gallen eingetroffen, es an Verstössen, an Verschiebungen, an groben Irrthümern, wie wir eben sahen, ganz und gar nicht mangelt.

Die Casus sancti Galli des Ekkehart, die Erzählung klösterlicher Begebenheiten etwa vom Beginne des letzten Viertels des neunten Jahrhunderts bis in den Anfang der siebziger Jahre des zehnten, sind eben, wie ganz vortrefflich geurtheilt worden ist, „nicht Geschichte des Klosters, sondern Geschichten von den berühmtesten Klosterbrüdern“, und sie sind, obschon von einem gelehrten in vielen Dingen pedantischen Schulmeister aufgezeichnet, doch in einer verhältnissmässig volkstümlichen Sprache, auch in einem nichts weniger als musterhaften, sondern vielfach an Barbarismen und Dunkelheiten leidenden Latein geschrieben. Man darf nichts weniger als streng historische Belehrung bei Ekkehart IV. suchen, sogar nicht einmal über örtlich St. Gal-

len'sche Angelegenheiten; aber eine reiche Fülle culturgeschichtlicher Aufschlüsse, eine Reihe köstlicher Einzelbilder bietet er dem Leser.

Ekkehart will, wie schon bemerkt, die grossen Persönlichkeiten seines Klosters aus früheren Zeiten, zuweilen mit wehmüthigen Seitenblicken auf die eigene Umgebung, den mitlebenden Brüdern und den künftigen Geschlechtern zeichnen. Schon die äussere Eintheilung zeigt das auf das Deutlichste. Ein erstes ungemein breit angelegtes Buch ist Salomon III., von dem er den Ausgang nimmt, bestimmt; dann folgen kleinere, über Iso, über Ratpert, Notker und Tuotilo, die bei ihm ganz unrichtiger Weise alle drei als völlig gleichzeitig lebend auftreten, und so weiter. Doch an Abschweifungen, an Unterbrechungen des Zusammenhangs mangelt es nirgends. Ebenso bleibt dem Leser manches nicht erspart, was über den gewöhnlichsten Klosterklatsch, über den einfältigsten Witz sich kaum erhebt, „Räubergeschichten“, wie Scheffel solche Anekdoten einmal zutreffend bezeichnet. Auch die auf dem bekannten Missverständnisse beruhende Geschichte, dass ein im Wälsehen nicht bewanderter Diener einem nicht deutsch verstehenden Gaste ein Bad bereitet und trotz dem Schreien desselben: „Cald, cald“, immer mehr heisses Wasser hinzugiesst, bis durch dessen schlennige Flucht die vorgeschützte Lahmheit schmachlich widerlegt wird, hat Aufnahme gefunden.

Andere Erzählungen Ekkehart's dagegen zählen zu dem Anmüthigsten, was in mittelalterlichen Geschichtsquellen überhaupt enthalten ist. Dahin gehört zum Beispiel die Erzählung vom Besuche des Königs Konrad im Jahre 911 am Weihnachtsfeste. Der Abtbischof Salomon redet dem Könige unten in Constanz von der glänzenden Art der Fest-

feier in St. Gallen, worauf dieser ruft: „O, dass wir doch dort wären!“ Gleich wird die Reise nach St. Gallen angeordnet, und der Herrscher sieht seinen Wunsch im vollsten Maasse erfüllt. Er freut sich am Leben der Brüder und setzt sich mit ihnen zu Tische, wobei nur der Propst bedauert, dass Konrad nicht den folgenden Tag abgewartet habe, wo Bohnen auf den Tisch gekommen wären. Noch mehr aber ergötzt sich der König an den Kindern der Klosterschule. Bei einem feierlichen Aufzuge lässt er Aepfel auf den Boden der Kirche streuen und verwundert sich, dass sich keiner der kleinen Kuttenträger von seiner Andacht ablenken lässt. Am Tage der unschuldigen Kindlein lesen die Schüler der Reihe nach bei Tische vor, und nachher, wenn sie vom Lesepulte herabgestiegen sind, hebt sie der König zu sich auf und legt ihnen goldene Münzen in den Mund; wie aber einer der ganz Kleinen das Gold heftig schreiend wieder ausspeit, bemerkt der Geber: „Der wird, wenn er am Leben bleibt, einmal ein guter Mönch werden“.

Einen möglicher Weise sagenhaften Anklang weist die Geschichte vom Grafen Uodalrich und seiner Gemahlin Wendilgard auf. Der Graf ist aus dem Kriege gegen die Ungarn nach seiner Burg zu Buchhorn am Bodensee nicht zurückgekehrt und seine Frau zieht desswegen nach St. Gallen hinauf und hat sich da neben dem Häuschen der Wiburada eine Klausen bauen lassen. Allein jedes Jahr auf den Tag, welchen sie für den Todestag ihres Gatten hält, fährt sie nach Buchhorn über den See und gibt dort Geschenke an die Armen. Einmal zeigt sich einer der Bettler besonders keck und hält sie an der Hand, mit der sie ihm ein Kleid reicht, fest, umarmt und küsst sie, worauf ihn die Diener zurückreissen und mit Schlägen bedrohen.

„Verschonet mich“, rief er, „mit Streichen, deren ich so viele erduldet, und erkennet euren Uodalrich wieder!“ Endlich will auch Wendilgard es glauben, dass der Geliebte, um welchen sie so lange getrauert, ihr wieder geschenkt sei, und wie aus einem Traume erwachend, jubelt sie ihm den Gruss entgegen. Der Bischof von Constanz entbindet die Klausnerin ihres Gelübdes und eine neue Hochzeitsfeier findet statt. Aber nur kurze Dauer ist dieser zweiten Verbindung beschieden; bei der Geburt eines Sohnes stirbt die Mutter, diesen aber widmet der Vater dem heiligen Gallus, und obschon der Knabe sein ganzes Leben hindurch ein zartes Pflänzchen bleibt, wird er doch später in St. Gallen zum Abte erwählt, Purchard, seines Namens der erste.

Allein man kann sich füglich der Mühe entschlagen, allzu viele einzelne Beispiele aus den Casus als Proben für Ekkehart's Erzählertalent auszulesen; denn durch ein Buch, welches ohne Ekkehart's IV. Arbeit niemals geschrieben worden wäre, durch die Scheffel'sche „Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“, sind ansehnliche Abschnitte dieser Kloster geschichten längst ein Gemeineigenthum geworden. Freilich hat dabei, wie leicht verzeihlich und völlig begreiflich ist, der dichterische Bearbeiter manches verändert, anders gestaltet, Personen und Orte vertauscht. So zum Beispiel würde es ihm ganz und gar nicht gepasst haben, für das Bild des gelehrten Kränzchens auf dem Hohentwiel auch jene Nachricht Ekkehart's IV. zu verwenden, dass die launenhafte Frau ihren Lehrer einmal auf seinem Lager peitschen liess, und dass nur seine kläglichen Bitten sie davon abhielten, ihn auch kahl scheeren zu lassen.

Einer der feinsten Kenner und geschmackvollsten Darsteller des deutschen Mittelalters, Gustav Freytag, hat in seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ längere Stücke aus den St. Galler Kloster geschichten des vierten Ekkehart aufgenommen, und dabei sein Bedauern darüber geäußert, dass sogar Jakob Grimm „dem Verfasser der besten Memoiren aus der ersten Hälfte des Mittelalters“ nicht ganz gerecht geworden sei.

Wenn man mit dem Verfasser der besten deutschen Memoiren überhaupt diese Gattung von geschichtlichen Quellen als „Wahrheit und Dichtung“ bezeichnet, so ist dieses Urtheil über die Casus sancti Galli des Ekkehart völlig zutreffend. Desswegen gerade aber auch war diese Arbeit des St. Galler Mönches des elften Jahrhunderts gleichsam vorausbestimmt für eine dichterische Verherrlichung, wie sie ihr im neunzehnten zu Theil geworden ist.

Und nun erinnern wir uns wieder an jene Frage Scheffel's, ob der Ekkehard, welcher den Waltharius dichtete, und der, welcher auf dem Hohentwiel den Virgil vortrug, die gleiche Person gewesen seien.

Der historische Forscher wird bei der Sammlung der ihm aus den Quellen sich ergebenden, oft so spärlichen Nachrichten die vier Männer gleichen Namens säuberlich auseinander halten. Wenn er aber nach der „Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“ greift und da jene losgerissenen Bruchstücke in dem lebensvollsten Bilde vereinigt erblickt, so wird er zugestehen, dass es in dichterischer Beleuchtung nur einen einzigen Ekkehard geben kann, den Ekkehard nämlich des Joseph Victor Scheffel.

Da es manchen Lesern dieses Vortrages erwünscht sein mag, etwas Näheres über die in demselben besprochenen litterarischen Stücke zu vernahmen, so sei hier noch eine kurze Notiz davon angeführt.

Die in St. Gallen geschriebenen Geschichtswerke über das Kloster finden sich, herausgegeben durch den vortrefflichen, 1833 verstorbenen, selbst aus dem Kloster hervorgegangenen Geschichtschreiber („Geschichten des Kantons St. Gallen“, wovon hier der erste Band einschlägt), Ildofons von Arx, in Band II des grossen Quellenwerkes „Monumenta Germaniae Historica“ (1829). Doch ist eine neue Ausgabe dieser Werke, mit einflusslichem Commentar, besorgt von dem Vortragenden, im Erscheinen begriffen, in den „Mittheilungen, herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen“, und zwar 1870 in Heft XII die Lebensbeschreibungen und Wundererzählungen von Gallus und Otmar, 1872 in Heft XIII Ratpert's Casus sancti Galli (mit Karten der klösterlichen Besitzungen). 1876 wird Doppelheft XV—XVI erscheinen, Ekkehart's IV. Fortsetzung der Casus enthaltend, wovon auch eine Uebersetzung vorbereitet wird.

Die im „Ekkehard“ gegebene schöne Uebersetzung des Walthariusliedes Ekkehart's I. durch Scheffel ist verbessert, mit daneben stehendem lateinischem Texte und trefflichen Excursen, 1874 neu erschienen in Scheffel's und Holder's „Waltharius, lateinisches Gedicht des zehnten Jahrhunderts“; als nicht glücklich können dagegen Peiper's Vermuthungen (Ekkeharti primi Waltharius, 1873) über die Person des Dichters des Prologes zum Waltharius, Geraldus, bezeichnet werden.

Den „Liber Benedictionum“ hat der wegen seiner Verdienste um die älteren Theile der Geschichte der schweizerischen Gebiete zum Ehrenmitgliede der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz ernannte Professor Dr. Dümmler in Halle zum ersten Male zu einem abgerundeten Bild Ekkehart's IV. als Gelehrten, mit Beifügung zahlreicher Proben, in der „Zeitschrift für deut-

ches Alterthum“, Band XIV, 1867, in dem Aufsatz: „Ekkehart IV. von St. Gallen“, ausgenützt.

Die „Benedictiones ad mensas“ aber hatte Dr. Ferdinand Keller schon 1847 mit einer historischen Einleitung und zahlreichen Erläuterungen in Band III der „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich“ herausgegeben. Von demselben wurde auch 1844 der p. 7 erwähnte „Bauriss des Klosters St. Gallen“, mit begleitendem Texte, in nur wenig verkleinertem Maasstabe veröffentlicht (die Einnahmen des Cyclus von Vorträgen, zu denen dieser Vortrag in seiner Wiederholung in St. Gallen gehörte, sind durch den dortigen historischen Verein für die Anfertigung eines Modelles nach diesem Plane, durch einen in solchen Arbeiten höchst gewandten Künstler, Herrn Lehmann in Genf, bestimmt), und gleichfalls von Keller sind, in Bd. VII dieser „Mittheilungen“ (1853) „Bilder und Schriftzüge in irischen Manuscripten“ edit (vgl. o. p. 8: eine Mustersammlung der schönsten Miniaturen der St. Galler Stiftsbibliothek mit Text von Professor Dr. Rudolf Rahn, dem Verfasser der „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz“, bereitet der historische Verein in St. Gallen vor).

Die nur etwas zu weit gehende Verdächtigung Ekkehart's IV. als „Tendenzhistoriker“ (vgl. p. 25) ist besonders in Heidemann's Abhandlung: „Studien zu Ekkehart's IV. Casus s. Galli“, in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ (Band VIII, 1868) gebracht worden.

Ein dem 12. Jahrhundert angehörender Ekkohart V. verüent keine Erwähnung: seine Lebensbeschreibung Notker's des Stammlers ist fast nichts als wörtliche Entlehnung aus den Casus Ekkehart's IV. und an sich absolut werthlos.

Zu den handschriftlichen Schätzen der Stiftsbibliothek von St. Gallen, deren Geschichte der ehemalige Pater Weidmann 1811 veröffentlichte, bietet nun Gustav Schorrer's „Verzeichniss der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen“ (Halle 1875) einen ausgezeichneten Wegweiser.

M. v. K.